

Patrouillenritt

Autor(en): **Hering, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 15

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641354>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Patrouillenritt

Von Emil Spering

Wir standen schön ausgerichtet in Reih und Glied vor dem Schulhause zu N. Eine schnurgerade lebendige Reihe. Nur Schönbäcklers Schmerbauch stand vor. Der kleine rundliche Kerl stellte seinen Güggelfriedhof, als wäre er mindestens Bundesrat. Aber er konnte ja schließlich nichts dafür. Daran war einzig unser Küchenchef, Wachtmeister Fritsch, schuld, der uns durch seine kulinarischen Kunstgriffe das Herz im Leibe lachen machte. Unser etwas zu jung geratene ad interim-Kommandant sorgte zwar eifrigst dafür, daß das Thermometer unserer Lebensfreude nicht zu hoch stieg und unser Speck schön zart „durchgezogen“ wurde. Das gelang ihm bei uns ausgezeichnet, nur bei Schönbäckler mißlang der Speckangriff. Schönbäckler ließ sich weder aus der Ruhe noch aus seiner Dickleibigkeit bringen, und so stand halt sein Bauch in der schnurgeraden Reihe vor.

Also wir standen in Reih und Glied und erwarteten unseren Kommandanten zum Hauptverlesen. Er war sonst die Pünktlichkeit selbst. Heute Abend aber ließ er auf sich warten. Und als er endlich mit zehn Minuten Verspätung erschien, schwang er in einer behandschuhten Rechten einen weißen Zettel und rief schon von weitem: „Alarm!“ „Gottfried Stuhl!“

Wir stieben auseinander wie Spreue, wenn der Wind darin bläst. Unsere Siebensachen waren rasch beisammen und verladen. Daß im Rantonnement unter dem Stroh noch einige Weinflaschen zurückblieben, tat nichts zur Sache. Sie waren ja — leer!

Der Kommandant rief mich zu sich und gab mir den Befehl, sofort mit unsern „Radfahrern“ nach P. voranzufahren und für unser neues Rantonnement besorgt zu sein. Ich solle mich spüren, da voraussichtlich noch andere Kompagnien nach P. kämen. — Na also! Dann los!

Wir sieben Mann sausten los, wie aus einem Kanonenrohr herausgeschossen. Aber wir hatten Pech. Unsere vorsintflutlichen Privat-Drahtspulen bockten und fraßen zu viel Pferdekraft. Wir mußten treten und trampeln, als hätten wir schwere Tanks zu schieben. Schon bei der ersten Häusercke machte Zürchers Hinterreifen Harakiri und legte seine Eingeweide bloß.

Der Abend war prächtig, und ehe am stahlblauen Nachthimmel die Engel die Himmelsampeln anzündeten, die sich im See wiederpiegelten, an dessen rechtem Ufer wir dahinfuhren, konnten wir einen entzündenden Flecken Erde unseres schönen Heimatlandes bewundern. Allmählich wurde es dunkler. Von unsern sechs Rennmaschinen besaß nur eine Licht, und das funktionierte grad gleich wie die Lampen der sieben törichten Jungfrauen. Wir fuhren also im Dunkeln. Damit wir kein lebendes Wesen überfahren, sangen und piffen wir im Afford. Wir haben denn auch weder Mensch, noch Kaze, noch Huhn ums Leben gebracht. Das wäre auch nicht gut möglich gewesen. Die weiter vorne mit Kies und Schotter bestreute Straße schüttelte unsere Knochen derart, daß sie quietschten und wir — fluchten.

In T. hätten wir abzweigen müssen, um die T.-Schlucht hinaufzuklettern. „Zeit ist Geld“, sagt Onkel Sam. Ich hatte Befehl, so rasch wie möglich nach P. zu kommen. Der Weg war nicht vorgeschrieben. Wir fuhren gradaus bis L. und stellten uns und unsere Göppel dort auf die Plattform des letzten Seilbahnhofs, das uns nach P. hinauf zog.

Die Station lag etwa zehn Minuten vom Dorfe entfernt. P. war bald erfüllt. Wir fuhren direkt auf den „Bären“ los. Bitte — der „Bären“ war die einzige Wirtschaft des kleinen Suradorfes. Im „Bären“ sollten meine Mannen einen verdienten Imbiß einnehmen; unterdessen wollte ich den Herrn Gemeindepäsidenten auffuchen, damit er mir behilflich sei bei der Suche eines Rantonementes. Es war immerhin schon spät am Abend, und ich hatte nicht nur für die Mannschaft, sondern auch für unsere Pferde für Unterkunft zu sorgen.

Als wir den „Bären“ ansteuerten, stand auf der Stiege zum Eingang, die Hände tief in die Hosentaschen vergraben, das erste menschliche Wesen, das uns in P. vor die Augen kam: Ein Mann mit einem zerfransten Schnurrbart und einer Nase, die nicht mit Himbeersirup begossen worden war. Er schwankte, als ließe ein Erdbeben unter seinen Füßen hinweg. Ich hielt den Mann für den Wegknecht des Dorfes und sprach ihn an: „Sagen Sie mir, bitte, wo der Herr Gemeindepäsident wohnt!“

Der Mann sah mich erst groß an, trat dann zwei Schritte zurück, um sich an das Stiegegeländer anzulehnen. Des Mannes vertikale Lage war so mehr oder weniger gestützt. Dann erst nahm er seine Hände aus den Hosentaschen, tippte mit zwei Fingern an seine Mütze und sagte dann mit majestätischer Pose: „C'est moi!“

Hinter meinem Rücken hörte ich ein unterdrücktes Lachen. Eine Kunstpause trat ein. Die Überraschung war zu groß, als daß ich dem Herrn Gemeindepäsidenten sofort hätte meine Wünsche unterbreiten können. Ich mußte mich erst erholen.

Aber dann rückte ich damit doch heraus. Jeden Satz wiederholte ich zwei-, dreimal; der Herr schien ein etwas hartgefotenes Trommelfell zu besitzen.

„In drei Stunden ungefähr wird die Kompagnie anrücken, und bis dahin muß alles klappen. Ich und Sie sind verantwortlich dafür!“

Wir verfügten uns alle zuerst einmal in die Wirtsstube.

Es traf sich, daß der „Bären“ einen wunderschönen Tanzsaal besaß; den requirierte ich allsogleich für die Kompagnie. Die Herren Offiziere fanden Unterkunft in den Zimmern des Gasthauses und für die Unteroffiziere belegte ich ein Sälchen im ersten Stock mit Beschlag. Das war glücklich beschafft.

Ich trat wieder in die Wirtsstube und wollte mit dem Gemeindepäsidenten nun gleich Ställe für die Pferde suchen gehen. Aber der Herr war bereits verschwunden.

Die Wirtin meldete, er sei auf Strohsuche ausgegangen. Je nun, dann war's recht und ich setzte mich zu meinen Mannen, die sich gütlich taten.

Als dann aber Viertelstunde um Viertelstunde verstrich, ohne daß sich der Gemeindepäsident wieder blicken ließ, wurde es mir doch etwas schwummerig um die oberen Rippen herum und ich beschloß, auf eigene Initiative vorzugehen und Ställe und Stroh zu suchen.

Mit einem Bauernknecht, der in der Wirtsstube saß, machte ich mich auf. Der Mann wußte Bescheid. Im Verlaufe einer halben Stunde standen auch für unsere Pferde die Ställe bereit. Mit der Beschaffung von Stroh haperte es. Doch erhielten wir dann endlich auch das und Punkt zwei Uhr morgens waren wir mit der Herrichtung des Rantonementes fix fertig.

Ich fragte den hilfsbereiten Bauernknecht, was denn mit ihrem Präsidenten los sei, ob ihm immer die Leber heiß laufe und er ölen müsse, daß es tropfe.

Der Knecht lächelte ein vieldeutiges Lächeln und fragte sich hinter den wohlgeratenen Ohren. Dann meinte er:

„Ihr müßt es ihm nicht böse auslegen, Wachtmeister! Unser Präsident hat vielen Kummer und Sorgen und ...“ er dämpfte seine Stimme zu einem Flüstern „... und zu Hause ein Reibeisen!“ — Aha!

„Ja, und wenn's zu Hause zu toll zu- und hergeht und das Küchengeschirr Flügel erhält, dann kann's vorkommen, daß unser Präsident eins mehr auf den Zahn nimmt, als ihm gut tut. So wird's auch heute gewesen sein!“ Na ja, wenn das so war!

Dem Herrn Präsidenten blieb die Strafpredigt erspart; denn wir haben anderntags — seine Frau gesehen und gehört!